

## Existenzfrage

Stiftungsuniversität Lübeck?

An der Universität zu Lübeck hat das große Rechnen begonnen. Um die drohende Streichung der Medizinerbildung in der Hansestadt abzuwenden, muss die Hochschule ein Konzept vorlegen, das die von der Landesregierung geforderte Einsparsumme auf andere Weise deckt. Darauf hatten sich Vertreter der Landesregierung und der Hochschule bei einer Krisensitzung am Sonntag geeinigt. Es gebe Pläne, über die er aber derzeit nicht öffentlich reden wolle, sagte der Präsident der Universität, Peter Dominiak, am Montag. Die Landesregierung will die rund 1000 Medizinstudienplätze in Lübeck streichen, um 24 Millionen Euro pro Jahr zu sparen. Um diese Summe aufzubringen, dürfte die Universität auf Hilfe von außen angewiesen sein. Dominiak propagiert seit langem die Idee einer Stiftungsuniversität.

„Wir sind grundsätzlich bereit, die Uni stärker als bisher zu unterstützen. Für konkrete Zusagen müssen allerdings erst mal die Pläne auf den Tisch“, sagte die Vorsitzende der Lübecker Possehl-Stiftung, Renate Menken, am Montag. Die Stiftung unterstütze die Uni bislang mit rund einer Million Euro pro Jahr. Auch die Gemeinnützige Sparkassenstiftung hat ihre Bereitschaft signalisiert, eine Stiftungsuniversität in Lübeck zu unterstützen.

Dabei würde das Land zwar weiterhin einen finanziellen Zuschuss zu Lehre und Forschung leisten, die Hochschule könnte aber über Stiftungsgelder zusätzliche Professuren, Stipendien und Institute finanzieren. Der Hauptgeschäftsführer der Industrie- und Handelskammer (IHK) zu Lübeck, Matthias Schulz-Kleinfeldt, hat das Ergebnis des Spitzengesprächs vom Sonntag begrüßt. Alle Beteiligten hätten sowohl die Bedeutung der Universität für die Wirtschaftskraft der Region als auch die Notwendigkeit zur Konsolidierung des Landeshaushaltes anerkannt, sagte er. dpa

## Musikalisch

Sprachpreis für Norbert Müller

Der Berliner Literatur-, Kunst- und Musikwissenschaftler Norbert Müller erhält den diesjährigen „Deutschen Sprachpreis“. Müller bekomme die mit 5000 Euro dotierte Auszeichnung für sein weitgespanntes wissenschaftliches Werk, gab der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft bekannt. Müllers Arbeiten thematisieren Literatur, Kunst und Musik des 18. und frühen 19. Jahrhunderts genauso wie die Lyrik der Gegenwart. Die Preisverleihung findet am 17. September in Weimar statt. Müller, heißt es in der Jurybegründung, erschließe Werke der Kunst in lebendiger mündlicher Rede und in präziser schriftlicher Abhandlung durch die Treffsicherheit, Bildhaftigkeit und Musikalität seiner Darstellung. Zu den bisherigen Preisträgern gehören unter anderem der Schweizer Literaturprofessor Peter von Matt, das „Streiflicht“ der Süddeutschen Zeitung und im vergangenen Jahr der Journalist Konrad Adam. epd

## Föderalkonform

Bund will Islamstudien fördern

Die Bundesregierung will einen eigenen Beitrag zur Einrichtung islamischer Studien an deutschen Universitäten leisten. Forschungs-Staatssekretär Thomas Rachel (CDU) kündigte am Montag in Berlin an, das Ministerium wolle Gastprofessuren und Nachwuchsgruppen von jungen Forschern auf hohem Niveau ermöglichen. Sie könnten den längerfristigen Ausbau islamischer Studien vorbereiten. Dabei wisse er um die Zuständigkeit der Bundesländer für den Bereich der Bildungspolitik. Das Ministerium biete aber finanzielle und inhaltliche Unterstützung an. Ende Januar hatte der Wissenschaftsrat „Empfehlungen zur Weiterentwicklung von Theologien und religionsbezogenen Wissenschaften an deutschen Hochschulen“ vorgelegt und detailliert für die Ausbildung von Imamen und islamischen Religionslehrern an deutschen Unis plädiert. Am Mittwoch und Donnerstag befasste sich eine Konferenz des Wissenschaftsrats in Berlin mit der Frage der Theologenausbildung in Deutschland. dpa

## Gesine Schwan

Doch wieder Präsidentin

Der Aufsichtsrat der „Humboldt-Viadrina School of Governance“ in Berlin, an der man gutes Regieren lernen können soll, hat gestern einstimmig Gesine Schwan zur ersten Präsidentin dieser Schule gewählt. Schwan, die zuvor Präsidentin der Universität Viadrina Frankfurt (Oder) war, zeigte sich zwar nicht überrascht, aber erfreut. Der Studienbetrieb an dem einen berufs begleitenden Studiengang zum „Master of Public Policy“ anbietenden Institut wurde 2009 aufgenommen. Wer an der Schule gutes Regieren lehrt oder sogar erforscht, sucht man auf ihrer Webseite allerdings noch vergebens. Die Bewerbungsfrist für den zweiten Jahrgang endet jedenfalls am 30. Juni. F.A.Z.



Arbeit am Nachweis eines schweren erbbedingten Gendefekts: Hamburger Schüler in der avancierten Laborstunde ihres Biologieunterrichts

# Wissen, Denken, Pipettieren

Die Profilerstufe ist Teil der Hamburger Schulreform. Am Gymnasium Süderelbe werden motivierte Schüler von motivierten Wissenschaftlern auf hohem Niveau in die Genetik eingeführt.

Jenseits der Elbe für die einen und diesseits für die anderen liegt das Gymnasium Süderelbe in Hamburg. Es ist ein ehrlicher Klinkerbau, und auch drinnen bleibt es spartanisch, bescheiden. Der Gong läutet zur fünften Stunde. Nach und nach trudeln die vierundzwanzig Schüler ein. Die Elftklässler sind der erste Jahrgang der Profilerstufe, die 2009 an den Hamburger Gymnasien eingeführt wurde. Sie erstreckt sich über zwei Jahre und ist in vier Semestern aufgeteilt. Jede Schule entscheidet selbst, welche „Profile“ sie anbietet und wie sie die gestaltet. Die Schüler dieses Kurses haben sich für „Natur und Gesundheit“ entschieden, sie lernen im ersten Semester, das sich der „Genetik und Evolution“ widmet. Heute steht „NCL“ auf ihrem Stundenplan.

„Wer von euch hat schon einmal von NCL gehört?“, fragt Frank Stehr den Kurs. Die Schüler schweigen. Das sei genau das Problem, sagt Stehr. NCL sei eine seltene Erbkrankheit und weitgehend unbekannt. Der Molekularbiologie ist für den Bereich Forschung der gemeinnützigen NCL-Stiftung in Hamburg verantwortlich. Er bestreitet das erste von sechs Modulen, in denen sich die Schüler in den nächsten Wochen mit der Erkrankung NCL beschäftigen werden. In einem eindringlichen Film stellt Stehr die Erkrankung vor. Gezeigt wird ein siebenjähriger Junge, der innerhalb eines Jahres achtzig Prozent seiner Sehkraft verloren hat. Nach einem Marathon zu verschiedenen Ärzten wird bei ihm die seltene Erkrankung Neuronale Ceroid Lipofuszinose (NCL) diagnostiziert. Der Junge heißt Tim und ist der Sohn von Frank Husemann, dem Gründer der NCL-Stiftung.

Typischerweise erscheinen bei der juvenilen Form der NCL die Betroffenen bis zum Alter von etwa sechs Jahren völlig gesund. Weil sie dann Sehschwierigkeiten entwickeln, wird ihnen häufig eine Brille verschrieben, die aber nichts nützt. Innerhalb von ein bis drei Jahren erblinden die Kinder völlig. Gleichzeitig stellt sich ein geistiger Abbau ein. In der Grundschule haben die Betroffenen plötzliche Probleme mit dem Lesen, Schreiben und Rechnen. Mit etwa zehn entstehen Sprachstörungen, die Kinder finden die richtigen Worte nicht mehr oder wiederholen bestimmte Silben mehrfach, ohne dass es einen Sinn ergäbe. Epileptische Anfälle stellen sich ein, die Kranken können sich immer schlechter bewegen und gehen, schließlich müssen sie künstlich ernährt werden. Ihre Lebenserwartung liegt bei ungefähr zwanzig bis dreißig Jahren. In Deutschland sind derzeit etwa 200 Kinder betroffen. Die Wahrscheinlichkeit für ein Kind, an juveniler NCL zu erkranken, liegt bei weniger als 1:100 000.

Als selten sei eine Erkrankung definiert, wenn fünf oder weniger von 10 000 Menschen davon betroffen seien, erklärt Stehr den Schülern. Etwa 5000 bis 7000 seltene Krankheiten seien bekannt, die man auch als „Waisenkinder der Medizin“ (Orphan Diseases) bezeichne, die Betroffenen haben keine Lobby, da sie der phar-

mazeutischen Industrie keinen lukrativen Markt eröffnen. Gelder für Forschung und die Entwicklung von Medikamenten sind rar. In den USA wurde deshalb vor dreißig Jahren der „Orphan Drug Act“ verabschiedet, um die Entwicklung von Arzneimitteln für seltene Krankheiten zu fördern. Fast zwanzig Jahre später zog die EU mit der „Verordnung über Arzneimittel für seltene Leiden“ gleich. Darin werden Herstellern solcher Medikamente etwa eine längere Marktexklusivität und Patentlaufzeit zugestanden und bestimmte Zulassungsgebühren gestrichen.

„Die NCL ist eine Erkrankung der Seh- und der Nervenzellen“, erklärt Stehr. Die Lysosomen seien der „Recyclinghof“ der Zelle. Der „Zellmüll“ wird dort in einzelne Bausteine zerlegt und der Zelle wieder zur Verfügung gestellt. Bei der NCL und anderen lysosomalen Speicherkrankheiten funktioniert dieses „Recycling“ nicht richtig: Die Abfallprodukte können nicht abgebaut oder wiederverwertet werden und lagern sich in der Zelle ab. Das Speichermaterial bei der NCL heißt Ceroid Lipofuszin, ein wachsartiges Material, das den normalen Stoffwechsel der Zelle beeinträchtigt. „Proteinbiosynthese – wer erinnert sich noch?“, fragt Stehr in die Runde. Die Schüler können es ganz gut – Begriffe wie Transkription, Chromosomenmutation und Leserasterverschiebung bringen sie nicht aus dem Konzept. Kurt Matthias Stein, ihr Chemie- und Biologielehrer, ist zufrieden. Er unterrichtet den Kurs zehn Stunden pro Woche im Profil „Natur und Gesundheit“. Der Gong ertönt, und keiner schert sich drum, sie arbeiten weiter.

Im Erbmaterial der Betroffenen findet man Veränderungen im sogenannten CLN-3-Gen auf Chromosom 16, bei etwa achtzig Prozent der Fälle fehlt ein Stück Erbgut. Bekannt ist auch, dass NCL autosomal-rezessiv vererbt wird. „Was bedeutet es für die Eltern und das Kind, wenn bei einem autosomal-rezessiven Erbgang beide Elternteile einen Trägerstatus haben?“, fragt Stehr. Einer der Jungen aus der letzten Reihe antwortet: „Die Eltern haben beide ein betroffenes Allel und ein gesundes und sind selbst nicht krank. Mit einer Wahrscheinlichkeit von 25 Prozent erhält das Kind die zwei defekten Allele der Eltern und erkrankt.“ Eins, setzen.

### Schulreform und Zwangsmobilität

Viele der Schüler haben dieses Profil aus gutem Grund gewählt. „Ich möchte Arzt werden und habe mit anderen gesprochen, die schon Medizin studieren. Sie haben mir gesagt, dass der Einstieg ein bisschen leichter fällt, wenn man vor dem Abitur auf naturwissenschaftliche Fächer seinen Schwerpunkt gesetzt hat“, erklärt Harun. Auch Markus will Mediziner werden, Kristina möchte Biochemie studieren, sie und neun Mitschüler des Kurses sind eigentlich nur Gäste im Süderelbe-Gymnasium, für den Kurs „Natur und Gesundheit“, den es an ihren Schulen nicht gibt.

Durch die Einführung der Profilerstufe in Hamburg hätten naturwissenschaftliche Fächer Einbußen hinnehmen müssen, sagt der Biologielehrer Stein. „Schüler, die sich für ein sprachliches Profil entscheiden, haben jetzt weniger Bio, Chemie oder Physik als im früheren Leistungskursystem. Wer ein naturwissenschaftliches Profil belegen will, muss jetzt zuweilen pendeln.“ Auch einige Schüler beurteilen die neue Profilerstufe kritisch. Das Leistungskursystem sei flexibler gewesen.

Eine Woche später steht „genetische Beratung“ auf dem Programm des Kurses am „Süderelbe“. Ernst Krasemann begrüßt den Kurs zum zweiten Modul des NCL-Curriculums. Er ist Facharzt für Humangenetik und wird mit einem Rollenspiel seine tägliche Praxis vorstellen. Alexander

und Ellen-Sofia melden sich freiwillig für die Rollen des ratsuchenden Ehepaars. Seine Frau sei in der zweiten Woche schwanger, sagt der junge Vater. Krasemann fragt nach Impfungen, Vorerkrankungen in der Familie und Lebensgewohnheiten. Zwei Stunden wird gemeldet, bis Krasemann den fertigen Stammbaum erläutert und die Schüler in ihren weiteren Zehnstundentag entlässt.

Um eine Polymerasekettenreaktion eigenhändig hervorzurufen, werden die Schüler zum dritten Modul des NCL-Curriculums zwei Wochen später nach Mühlmannsbogen gebeten, eine Großwohnsiedlung aus den Siebzigern im Osten Hamburgs. Im Gebäude der Gesamtschule gibt es ein exklusives Schülerlabor. Es ist kurz nach neun. Alle sitzen in weißen Kitteln an den Labortischen und Sabine Stübe erklärt dem Kurs als Fingerübung das Pipettieren mit gefärbtem Wasser, ehe es an die Arbeit mit dem Erbgut geht. Die Molekularbiologin arbeitet als Honorarärztin für das Naturwissenschaftlich-Technische Zentrum in Hamburg.

Ruhig wird es im Labor, als die Vorarbeiten zur Polymerasekettenreaktion (PCR) beginnen. Die PCR ist ein molekularbiologisches Verfahren, um Abschnitte der Erbsubstanz im Reagenzglas zu vervielfältigen und so krankhafte Störungen im Erbgut sichtbar zu machen. Die NCL oder andere genetisch bedingte Erbkrankungen werden so diagnostiziert. „Das ist Ihre Aufgabe“, beginnt Sabine Stübe, „es handelt

elektrische Spannung auf das Gel und das darin enthaltene Produkt der PCR angelegt wird, wird das vervielfältigte Erbgut sichtbar. Die Vorhänge werden vorgezogen und Stübe projiziert die Arbeitsergebnisse der Schüler an die Wand. Die Molekularbiologin lobt den Kurs und scheint ein bisschen überrascht angesichts der Qualität der Ergebnisse.

### Das Leid hinter der Stiftung

Wie genetische Analysen in der Routine ablaufen, sehen die Schüler fünf Tage später im Medizinischen Versorgungszentrum für Labormedizin und Humangenetik. Im Sitzungszimmer erfahren die Schüler von Ernst Krasemann alles über die Geschichte und die Arbeit des Labors, das eines der ältesten in Deutschland ist. Der Gründer Otto Fenner sei als Assistenzarzt im Allgemeinen Krankenhaus Rissen in Hamburg tätig und ein Spezialist für Blutbilder gewesen. Treppauf, treppab blickt Krasemann mit den Schülern die einzelnen Arbeitsbereiche – die Probenverteilung, die klinische Chemie, die PCR-Abteilung und die Abteilung für Zytogenetik. Unter dem Mikroskop können die Schüler Tumorzellen betrachten, auf dem Rechner zeigt er ihnen, wie digitale Vergrößerungen von Chromosomen unter einem Mikroskop zu Karyogrammen sortiert werden, der Ansicht der Chromosomen einer Zelle.

In einer Konferenz sollen die Schüler im fünften Modul des Curriculums schließlich darüber debattieren, ob es sinnvoll wäre, in Deutschland einen „Diagnostik-Chip“ auf den Markt zu bringen, der in der Lage wäre, Träger für bestimmte autosomal-rezessiv vererbte Erbkrankheiten als solche zu identifizieren. Die Schüler nehmen die Rollen der beteiligten Interessensgruppen ein: Wissenschaftler, Politiker, Krankenkassen, die Pharmaindustrie, die Kirche, Eltern, deren Kinder an NCL bereits erkrankt sind, und zukünftige Eltern, die eine entsprechende Diagnostik in Erwägung ziehen. Kosten-Nutzen-Analysen werden diskutiert, die Gefahr der Fehldiagnostik, das Recht auf Nichtwissen, aber auch die Frage, ob es eine Pflicht ist, sein Kind als ein Geschenk Gottes so anzunehmen, wie es ist. Die Gefahr des Chips als Schritt zum gläsernen Bürger wird angesprochen. Kurz sieht man die Diskutanten vor dem inneren Auge zwanzig bis dreißig Jahre älter vor sich sitzen, wenn sie vielleicht in Positionen sind und darüber entscheiden müssen. Das Ende der Stunde wird eingeläutet. Gleich schreiben sie eine Chemieklausur.

Frank Husemann gründete 2002 die NCL-Stiftung, ein Jahr nachdem bei seinem Sohn Tim, der heute 15 Jahre alt ist, die Erkrankung diagnostiziert worden war. Tim habe allmählich abgebaut, das Blindsein sei der größte Einschnitt gewesen. Nachbarskinder hätten nicht mehr mit ihm spielen wollen. „Das kann man auch keinem Kind vorwerfen. Kinder nehmen sich da weniger zurück. Wenn die Eltern eingriffen, dann ging die Tür vielleicht noch einmal auf. Aber die Botschaft blieb dieselbe“, sagt Husemann. Tim besucht die Sehbehinderten- und Blindenschule in Hamburg. Um zwei komme er nach Hause, schildert Husemann dessen Tagesablauf. Nachmittags kümmere sich eine Betreuerin um ihn, abends und nachts er selbst. Husemann hat kurz nach der Diagnosestellung bei seinem Sohn den Beruf gewechselt. Zuvor war er Unternehmensberater und ständig auf Reisen. Wie es seinem Sohn im Moment gehe? Relativ gesehen, gehe es ihm gut, sagt der Vater. Bis vor einem Jahr habe Tim noch fast normal gehen können, jetzt seien nur noch zweihundert Meter möglich. „Das muss man einfach akzeptieren. Aber es tut einfach irrsinnig weh zu sehen, wie das Leben des eigenen Kindes zu Ende geht.“ INKA WAHL



Im Hamburger Naturwissenschaftlich-Technischen Zentrum Fotos Florian Sonntag

sich um eine Familie mit vier Kindern, zweijährige Zwillingmädchen, ein vierjähriges Mädchen und ein sechsjähriger Junge. Bei diesem nimmt die Sehleistung ab. Man weiß, dass deren Tante an NCL gestorben ist. Finden Sie heraus, ob der Sohn auch an NCL erkrankt ist und ob die drei anderen Kinder im CLN-3-Gen homo- oder heterozygot sind.“

Schrittweise bespricht Stübe das Verfahren mit den Schülern, ehe es ans Pipettieren geht. Dass die DNA, mit der die Schüler arbeiten, nicht von einer betroffenen Familie stammt, erfahren sie nicht. Es handle sich um kommerziell erhältliche Plazenta-DNA, die molekularbiologisch so bearbeitet sei, dass sie das Erbgut der Familie simuliere. DNA von Betroffenen zu verwenden sei aus datenschutzrechtlichen und ethischen Gründen nicht möglich, erklärt die Molekularbiologin später.

Die Schüler arbeiten konzentriert. Wer einmal mit der Pipettenspitze versehentlich den Tisch berührt oder den eigenen Armel, hat möglicherweise schon das Ergebnis verfälscht. Präzision ist gefragt, wenn die Schüler die fertigen Mischungen in kleine Taschen pipettieren, die sich in gelartigem Material befinden. Mit der sogenannten „Gelelektrophorese“, bei der

# Ersatzdiplomatie?

Vom Mehrwert historischer Auslandsinstitute

Die Idee zweckfreier Forschung im Dienst des reinen Wissens ist eine schöne Lichtgestalt, die wie ein erloschener Stern weiter am Himmel der Wissenschaft strahlt. Eine Gegenwart dazu grub sich archäologisch in den Boden der Feldforschung, als in den Gründerjahren des nationalen Wissenschaftswettlaufs klarwurde, wie wichtig ein eigener Platz an der Sonne der klassischen Kulturstätten ist. Die Anfänge der außeruniversitären, politisch gesteuerten Forschungseinrichtungen standen im Zeichen der Archäologie. Die unter der Julimonarchie gegründete Ecole française in Athen bekam 1875 eine prominente römische Schwesterinstitution im Palazzo Farnese, wo sie heute noch sitzt. Das Deutsche Archäologische Institut in Rom und Athen stammt aus derselben Zeit und erhielt später Ableger in Kairo, Istanbul, Madrid, Bagdad, Teheran. Geschichte, Anthropologie, Soziologie, spezifische Länderkunde kamen als Disziplinen solcher Auslandsniederlassungen hinzu.

Zehn Institute sind heute in der 2002 geschaffenen Stiftung Deutsche Geisteswissenschaftliche Institute im Ausland (DGIA) zusammengeschlossen, darunter die sechs historischen Institute in Rom, Paris, London, Warschau, Moskau, Washington. Siebenundzwanzig Einrichtungen umfasst das französische Pendant Réseau des Instituts français de recherche à l'étranger (ifre).

Sparprogramme, Exzellenzinitiativen, universitäre Direktpartnerschaften, ins Ausland gehende Parallelinstitutionen wie die Max-Planck-Gesellschaft werfen heute die Frage nach dem Zweck solcher außeruniversitärer Einrichtungen auf. Wie sinnvoll ist eine nationale Hausbeflaggung in Moskau, Beirut oder Tokio, wenn die einheimischen Wissenschaftler am Ort längst in globalisierten Kategorien denken? So fragte Joachim Nettelbeck vom Wissenschaftskolleg Berlin auf einer Tagung am Deutschen historischen Institut in Paris. Ihr Thema waren die „(Selbst)Ansprüche“ und Erwartungen an außeruniversitäre geisteswissenschaftliche Forschungseinrichtungen im Ausland.

So hermetisch wie durch den Wortkammertrick im Veranstaltungstitel können Eigen- und Fremdanprüche allerdings nicht getrennt werden. Es stimmt ja schon zuversichtlich, dass sie nicht diametral auseinanderlaufen. Wer in diesem Zusammenhang „Wissenschaft“ sagt, muss zwangsläufig auch „Wissenschaftspolitik“ und „Wissenschaftsdiplomatie“ sagen. Die Sinnnuancen kommen dann mit der Akzentsetzung. Wenn die politischen Kontakte erlaubt seien wie bis vor kurzem etwa in Syrien, sei es wertvoll, zumindest wissenschaftlich den Kontakt halten zu können, gestand in Paris Hélène Duchêne vom wissenschaftlichen Kooperationsausschuss des französischen Außenministeriums.

Forscher als Ersatzdiplomaten? Harald Rosenbach, der Geschäftsführer der Stiftung DGIA, betont mit allem Nachdruck den Gegenaspekt: Dass bilaterale Forschungsthemen dank den entsprechenden Instituten auch aus dem Gastland betrieben werden können, sei ein unbestreitbarer wissenschaftlicher Mehrwert. Der Mann hat heute gut reden. Vor wenigen Jahren noch waren deutsche Verwaltungspolitiker versucht, den historischen Auslandsinstituten per Verwaltungsreform auch inhaltlich am Zeug zu flicken. Das konnte mit der Gründung der Stiftung DGIA dann knapp abgewandt werden.

Strikter Bilateralismus ist aber wohl ein Auslaufmodell. Warum sollte ein kanadischer Forscher, der perfekt in ein deutsch-polnisches Forschungsprojekt passt, nicht mit eingebunden werden können? Geht nicht, bedauerte der Direktor des DHI Warschau, Eduard Mühle, in Paris. Nur kann man nicht alle aktuellen Probleme der bilateralen Engstirnigkeit zuschreiben. Wie kommt es, dass der Informations- und Wissensaustausch weiterhin von den alten Stereotypen besetzt ist, deren Wortführer längst im Ruhestand sind, fragte Matthias Middell vom Center for Area Studies der Universität Leipzig beim Pariser Treffen spitz und gab selber die Antwort: Weil eine eigene Stiftung für Auslandsinstitute wie die DGIA dies nur befördern könne. Das darf bezweifelt werden. Auch Stiftungen können bis drei oder vier zählen, und bilaterale Vermittlung ist zumindest dort weiterhin nützlich, wo die Gegensätze sich reiben, wie Andreas Gestrich vom DHI London zu berichten weiß.

Fest steht, dass die ausländischen Forschungsanstalten keine Durchlauf-erwärmer mehr sein sollen für den wissenschaftlichen Kolloquiumsbetrieb. Längerfristig angelegte Themen-schwerpunkte bestimmen zusehends die Veranstaltungsprogramme, wie das Deutsche Forum für Kunstgeschichte in Paris dies überzeugend vor-demonstriert. Diskrete Vermittlungsarbeit und ambitionierte inhaltliche Akzentsetzung müssen dabei zusammengehen, und die Kooperation mit den Universitäten muss intensiviert werden. Wir brauchen diese als Themen- und Nachwuchslieferanten, gesteht Gudrun Gersmann vom DHI Paris. Nun müssen nur auch die Universitäten wissen, dass auch sie die Institute brauchen könnten. JOSEPH HANIMANN